

Kontinuität und Flexibilität als Probleme nicht-institutionell geförderter sozialwissenschaftlicher Forschung: Forschungsschwerpunkt "Zukunft der Arbeit" der Universität Bielefeld, Fak. für Sozialwissenschaften

Altmann, Norbert

Veröffentlichungsversion / Published Version

Vortrag / lecture

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. - ISF München

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Altmann, N. (1983). *Kontinuität und Flexibilität als Probleme nicht-institutionell geförderter sozialwissenschaftlicher Forschung: Forschungsschwerpunkt "Zukunft der Arbeit" der Universität Bielefeld, Fak. für Sozialwissenschaften.*

Bielefeld: Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. ISF München. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-68174>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Nr. 5

November 1983

Norbert Altmann

Kontinuität und Flexibilität als
Probleme nicht-institutionell ge-
förderter sozialwissenschaftlicher
Forschung.

Kontinuität und Flexibilität als Probleme nicht-institutionell
geförderter sozialwissenschaftlicher Forschung⁺)

I

Ich möchte einige Erfahrungen mit sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeit außerhalb der Universität zur Diskussion stellen, die insbesondere das Verhältnis der Hochschulforschung und der - so die Formulierung des Wissenschaftsrats in seinem Gutachten zur empirischen Sozialforschung (1981) - "außeruniversitären Sozialforschung ohne Erwerbscharakter" betreffen. Ich beschränke mich dabei auf nicht-institutionell geförderte Forschung und auf Erfahrungen im Bereich der Industriesoziologie im weitesten Sinne. Letztere steht dabei exemplarisch für kontinuierliche sozialwissenschaftliche, auftragsabhängige große Projektforschung in einem komplexen und konfliktträchtigen Feld. Einschränkend muß allerdings gesagt werden, daß sich die Erfahrungen auf einen Zeitraum beziehen, in dem sozialwissenschaftliche Forschung - wie begrenzt auch immer, unter welchen teils problematischen Anforderungen auch immer - sich auf Perspektiven und Maßnahmen staatlicher Reformpolitik beziehen konnte, sich als - wie immer auch prekärer oder kritischer - "Beitrag" zu dieser verstehen konnte. Welche neuen Probleme auftauchen (sie werden unten unter IV. angedeutet), wie künftige Lösungsformen auf den bisherigen Erfahrungen unter neuen forschungspolitischen, förderpolitischen (bzw. haushaltsmäßigen) und individuell-arbeitsmarktbezogenen Interessen der Forscher selbst aufbauen und bewältigt werden können, bleibt eine offene Frage.

Ich werde versuchen, praxisnah und ohne jeden Anspruch auf Systematisierung einige Probleme der bisherigen Forschungsprozesse,

⁺) Ergänztes Fassung eines Vortrags am 4.5.1983 auf Einladung der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld.

d.h. der konkreten Arbeitsprozesse in den genannten Forschungseinrichtungen, zu formulieren.

Das zentrale Stichwort, wenn es um das Verhältnis der Forschung außerhalb der Hochschulen zur Forschung an Hochschulen geht, ist die Betriebsförmigkeit der außeruniversitären Forschung. Als ihre positiven Kennzeichen gelten in Abhebung zur Forschungsarbeit an den Universitäten - und ich beziehe mich hier auch auf das schon erwähnte Gutachten des Wissenschaftsrats - folgende:

- o höhere administrative, finanzielle und personalbezogene Autonomie,
- o den Forschungsproblemen angemessenere, d.h. quantitativ größere und flexibler anpaßbare personelle Kapazität,
- o Ausrichtung der internen Infrastruktur allein an den Erfordernissen der Forschungsarbeit,
- o Kontinuität der Arbeit durch professionalisiertes Personal und damit Akkumulation von Erfahrung und Wissen,
- o thematische Konzentration,
- o stärkerer Anwendungs- und Praxisbezug,
- o bessere Bedingungen für interdisziplinäre Arbeiten,
- o keine Belastungen mit Aufgaben der Lehre.

Die allseits konzedierte strukturelle Labilität der außeruniversitären Forschung wird im allgemeinen auf die gleichen Merkmale bezogen:

- o Einschränkung der inneren Autonomie, auch der thematischen, durch die Form der Forschungsförderung, insbesondere der Pro-

jektforschung, und durch die inhaltlichen Interessen der Auftraggeber bei Auftragsforschung;

- o Erschwerung der Arbeitsprozesse durch schwer abwendbaren Außendruck angesichts notwendiger Projektakquisition und der Sicherung des Zugangs zum Forschungsfeld;
- o fehlende Mittel für materielle Grundausstattung, für Grundlagenforschung, für theoretische und methodische Weiterentwicklung, für Neu- und Weiterqualifizierung, für externe Kooperation;
- o unsichere Existenz der Institute und dadurch problematische Rekrutierung und Bindung qualifizierter Wissenschaftler;
- o Abkoppelung von der Universität bzw. der "Wissenschaft".

Die Empfehlungen zur Lösung dieser Probleme laufen im Prinzip alle darauf hinaus, solche außeruniversitären Forschungseinrichtungen institutionell zu fördern, d.h. sie durch öffentliche Grundfinanzierung zu stabilisieren, ohne die im Vergleich zur Hochschulforschung positiv bewerteten Merkmale ihrer Betriebsförmigkeit zu zerstören. Die Realisierung solcher Lösungen war schon in den vergangenen Jahren nicht möglich; sie steht derzeit angesichts der Lage der öffentlichen Haushalte und politischer "Entstaatlichungs"-Tendenzen ~~nicht~~ zur Debatte. Ihre mögliche Bedeutung für die im Wissenschaftsratsgutachten ebenfalls angestrebte Verknüpfung mit der Universitätsforschung kann deshalb hier außer acht gelassen werden.

auf keinen Fall

Die Frage, auf die ich eingehen will, ist näherliegend die, welche Möglichkeiten und Probleme sich denn unter den gegenwärtig noch bestehenden Bedingungen für eine wechselseitige Bezugnahme oder gar Kooperation von nicht-institutionalisierter Forschung und Universitätsforschung ergeben und welche komplementären Interessen dabei befriedigt werden könnten.

Um das Thema einzugrenzen, will ich dabei die Frage in den Mittelpunkt stellen, wie es denn der nicht-institutionell geförderten Forschung bislang gelungen ist, Kontinuität und Flexibilität ihrer Arbeit zu sichern.

Kontinuität und Flexibilität sind sicher auch Schlüsselkategorien, um an mögliche komplementäre Interessen und Probleme der Hochschulforschung und der außeruniversitären Forschung heranzugehen. In der gängigen Diskussion bezeichnet Kontinuität in der außeruniversitären Forschung die institutionell gesonderte, auf finanzierbare, interessenbedingte, gesellschaftlich oder öffentlich formulierte Erwartungen und Bedürfnisse dauerhaft ausgerichtete und von ihnen abhängige und nach gängiger Meinung auch spezialisierte und professionalisierte Forschung. Sie hebt sich ab von der angeblich primär auf die Erkenntnisinteressen einzelner Wissenschaftler (Hochschullehrer) bezogene, durch sie relativ frei initiierte, damit von schwer akzeptablen Außenanforderungen abschirmbare, mit der Aufgabe der Lehre verknüpfte Forschung an den Hochschulen - um nur einige Aspekte anzutippen.

Flexibilität bezeichnet für die außeruniversitäre Forschung die Fähigkeit, aber auch den Zwang, durch Nutzung ihrer Strukturmerkmale auf extern gesetzte Anforderungen an Forschungsthemen, Forschungsprojekte (Programme, Ausschreibungen etc.) und die Formen der Mittelbereitstellung reagieren zu können, ohne die beanspruchten eigenen wissenschaftlichen Interessen und die eigenen Stabilitäts- bzw. Kontinuitätsbedingungen zu zerstören. In Abhebung davon wird Flexibilität, bezogen auf die Hochschulforschung, vielfach als deren zwiespältiges Merkmal begriffen: Sicherung autonomer und kreativer Setzung (oder Wechsel) wissenschaftlich als relevant erachteter Forschungsthematiken und Forschungsformen bei gleichzeitig prekärer Beherrschung des Forschungsprozesses aufgrund parallel zu erfüllender anderer Aufgaben, rotierenden und nicht-professionalisierten Personals, fehlender forschungsbezogener Infrastruktur etc.; dadurch Vergabe der Vorteile kontinuierlicher Arbeitsprozesse (Akkumulation von Know-how, Professionalität etc.).

Es wird mit der Darstellung von Problemen außeruniversitärer Forschung zu fragen sein, ob dieses Schema so ohne weiteres zutrifft.

II

Ich skizziere zunächst sechs Anforderungen und Problemlösungsmechanismen, die nach aller Erfahrung in den Arbeitsprozessen der nicht-institutionalisierten Forschung eingelöst werden müssen, wenn deren Kontinuität und Flexibilität und damit ihre Existenz gesichert werden sollen. Danach gehe ich noch auf zwei Aspekte im Zusammenhang mit dem Personal an außeruniversitären Forschungseinrichtungen ein (III). Daraus ergeben sich auch mögliche wechselseitige Anknüpfungspunkte von außeruniversitärer Forschung und Hochschulforschung.

1. Ein permanentes Problem ist es, autonom entwickelte inhaltliche Fragestellungen in gesellschaftlich bereits explizit thematisierte und damit unter bestimmten Interessen förderbare Fragestellungen einzubringen, ohne sich letzteren voll zu unterwerfen.

Die deutsche Industriesoziologie der Nachkriegszeit stand - unabhängig von Zufälligkeiten persönlicher Interessen, konkreter Anstöße, institutioneller Formen und Traditionen einzelner Einrichtungen - stets unter dem doppelten Impuls, aktuelle gesellschaftliche Problemstellungen auf der Basis übergreifender historischer oder theoretischer Überlegungen anzupacken. In dieser Tradition standen und stehen auch jene außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die seit Mitte der 60er Jahre ohne oder mit doch sehr labiler institutioneller Verankerung entstanden sind oder industriesoziologische Fragen verstärkt in ihre Arbeit aufgenommen haben.

Ein erstes Problem besteht also darin, extern gesetzte Problemstellungen so zu reformulieren oder intern entwickelte Fragestellungen so einzubringen, daß sie dem eigenen Anspruch an theoretische Einbindung und inhaltliche Aussage genügen können. Dieser Reformulierungsprozeß ist keine Taktik und keine Kaschierung gegenüber dem Auftraggeber, sondern eine legitime Aufgabe.

Sie hat einerseits dem Anspruch an wissenschaftliche Erkenntnisinteressen und an die notwendige Weiterentwicklung von Theorie zu genügen; sie sollte andererseits einen Anspruch des Auftraggebers an eine differenziertere und modifizierte Fassung seiner Probleme aufbauen, strukturiert in der Perspektive der Wahrnehmung gesellschaftlicher Problemstellungen durch den Forschenden und legitimiert durch dessen inhaltliche Kompetenz. Darin liegt natürlich zugleich das Risiko, für die aktuellen, im allgemeinen unmittelbar problemlösungsorientierten Interessen von Auftraggebern nicht akzeptabel zu werden (von politischen Bewertungen einmal abgesehen).

Forschung mit diesem Anspruch und ohne institutionell gesicherte Basis hat in geringerem Umfang als die Hochschulforschung die Chance, relativ frei Forschungsfragen zu formulieren, und sie beispielsweise im Rahmen der allgemeinen Forschungsförderung (etwa der DFG) durchzuführen; diese ist für nicht-etatisierte Forschungsinstitute nur sehr begrenzt nutzbar, weil sie, an Universitätsforschung orientiert, das Vorhandensein einer personellen und materiellen Grundausstattung voraussetzt, die nicht gegeben ist.

Forschung mit dem genannten doppelten Anspruch kann sich nicht einfach extern gesetzten Aufgaben der Auftragsforschung anpassen wie kommerzielle oder unmittelbar interessenbezogene Forschung. Gelingt allerdings die Reformulierung der Probleme der Auftraggeber - und natürlich eine von diesen wenigstens formal akzeptierte Einlösung der Forschungsaufgabe -, dann kann sie auch wesentliche zusätzliche, nicht nur theoretische, sondern auch gesellschaftspolitisch relevante Aspekte einbringen. (Die industriesoziologisch orientierte Arbeitsmarktforschung der letzten zehn Jahre wäre ein Beispiel.)

Ich kann nicht abschätzen, ob die Interessen der Hochschullehrer an umfänglicher Projektforschung, z.B. industriesoziologischer Forschung, wachsen. In dem Maße aber, wie dies der Fall

ist, eventuell auch verstärkt durch das Interesse von Absolventen, die keinen Arbeitsplatz finden oder die Forschungserfahrung erwerben wollen, wird wohl auch eine Forschung mit Drittmitteln am Rande der Hochschulen entstehen, die ähnliche Reformulierungsprobleme zu lösen hat.

2. In den Arbeitsprozessen nicht-etatisierter Forschungseinrichtungen müssen anwendungsorientierte und theoretische Arbeiten miteinander verknüpft werden, obwohl dies im Rahmen der Finanzierungsformen dieser Einrichtungen (Projektfinanzierung, Auftragsforschung) nicht oder nur begrenzt vorgesehen ist.

Die außeruniversitären industriesoziologischen Institute haben von Anfang an nicht darauf verzichtet, in einem sehr weiten Bereich theoretische Arbeiten vorzulegen, also auch in der industriesoziologisch orientierten Arbeitsmarktforschung, in der Qualifikationsforschung, in der Gewerkschaftsforschung etc. Es ist, glaube ich, nach außen hin nie ganz klar geworden, daß diese allseits eigentlich als selbstverständlich betrachtete Arbeit mit ganz außerordentlichen strukturellen, arbeitsprozessualen und personellen Schwierigkeiten verknüpft war und ist.

Unabhängig von den individuellen Interessen einzelner Wissenschaftler und den in diesen Instituten eventuell vorhandenen Traditionen und unabhängig von den vorher genannten inhaltlichen Impulsen industriesoziologischer Forschung ist diese theoretische Arbeit auch eine Bedingung der Kontinuitätssicherung dieser Institute, in mehrfacher Hinsicht: Sie ermöglicht die wie immer auch kritische Akzeptanz hochschulfreier Forschungsarbeit in der akademischen Disziplin und damit generell ein forschungspolitisches backing in einer ganzen Reihe von Fragen, z.B. der Außendarstellung. Die wissenschaftliche Anerkennung ermöglicht auch in der Vertretung der Forschungsergebnisse eine größere Unabhängigkeit seitens der außeruniversitären Institute; sie erleichtert die Rekrutierung entsprechend qualifizierten Personals, den Kontakt und die Kooperation mit den Hochschulen.

Intern bedeutet die Verknüpfung schwer finanzierbarer theoretischer, grundlagenorientierter Arbeit für die unter hohem Abfragedruck nach politisch nutzbaren Ergebnissen stehende Auftrags- bzw. Projektforschung, wie gesagt, erhebliche Probleme: erstens Planung und vor allem Koordination von Projekten unterschiedlicher Zielsetzung, unterschiedlicher Arbeitsweise und unterschiedlicher Zeitstruktur; auf diesen Punkt wird zurückzukommen sein (3.). Zweitens ist ganz zentral ein sehr sensitiver Einsatz der Wissenschaftler in den unterschiedlich akzentuierten Projekten: Der Grund dafür liegt in den verschiedenartigen Folgen der Arbeit in den unterschiedlichen Projekten für die individuelle Weiterentwicklung, für persönliches Außenimage und Bekanntheitsgrad in der Profession, für die Chancen zur Beeinflussung der internen Durchsetzung von Forschungsfragestellungen und in den unterschiedlichen Freiheitsgraden in der eigenen Arbeit. Da auch personelle Kontinuität und Flexibilität gesichert werden sollen, worauf ebenfalls noch einzugehen ist (s.u. 8.), spielen diese Aspekte eine außerordentlich wichtige, aber selten diskutierte Rolle. Sie sind sehr schwierig durch autoritative Eingriffe zu managen. Gelingt diese projekthinhaltliche und personell-kooperative Koordination nicht, so sind wachsende Kosten und Probleme für die kontinuierliche Arbeit und die Reaktionsfähigkeit der Forschungseinrichtungen auf neue Anforderungen unvermeidlich.

Die vielberufene Effizienz der außeruniversitären Forschungsinstitute ist vielleicht eher in dieser Fähigkeit zur Verknüpfung theoretischer und anwendungsorientierter Forschungsarbeiten unter den gegebenen Außenbedingungen zu suchen als in der unmittelbaren Beherrschung einer isolierten Projektabwicklung.

3. Konzeptuelle und thematische Kontinuität und reagible Weiterentwicklung der Forschungsprozesse in den nicht-etatisierten Forschungseinrichtungen setzen eine portionierte und sukzessive Kumulation von Fragestellungen bzw. Projekten voraus.

Berechenbarkeit von Konzept, Art und Inhalt der Arbeit durch Außenstehende und Auftraggeber und die Einschätzung der Reaktionsfähigkeit der Forschungseinrichtungen auf veränderte Anforderungen sind wichtige Voraussetzungen ihrer Stellung auf dem Forschungsmarkt, natürlich auch im negativen Sinn. Aber auch die interne Fähigkeit, theoretische Ansätze auszubauen, Feldkenntnisse zu akkumulieren und das Wechselspiel von theoretischer und empirischer Arbeit im Griff zu behalten, erfordert eine abgestimmte Entwicklung der Arbeitsprozesse. Forschungseinrichtungen, die Programmforschung betreiben (z.B. 5-Jahres-Programme im WZB) und für Vorbereitung und Koordination von Projekten langfristig Etatmittel einsetzen können, oder Forschungseinrichtungen, die wenigstens über einen Fundus an nicht-projektgebundenen Mitteln verfügen, können auftauchende inhaltliche Lücken oder die Vorbereitung neuer Aufgaben zumindest materiell bewältigen. Auf Aufträge angewiesene Forschung hingegen setzt eine sehr vernetzte, aber auf unsicheren Annahmen über interne Entwicklung der Arbeiten und externe Anforderungen und Bedingungen aufbauende, permanent zu revidierende Vorgehensweise - der Begriff Planung würde die Realität überzeichnen - voraus.

Die im einzelnen angestrebten theoretischen und inhaltlichen Weiterentwicklungen müssen, das ist zunächst banal, in Projektportionen aufgeteilt werden. Wesentlich aber ist, daß die jeweils angestrebten oder absehbaren Öffnungen, Weiterentfaltungen und die Chance der Realisierbarkeit entsprechender Teilaspekte in weiteren Projekten mitgedacht werden, obgleich sie im aktuellen Arbeitsprozeß ausgegliedert bleiben müssen. Dabei sind die Abfolge der notwendigen Arbeitsschritte, ihre mögliche Zuordnung zu potentiellen Auftraggebern und die Größenordnung der bei ihnen möglichen Projekte im Auge zu behalten. Ganz entscheidend ist, daß die wechselseitigen Anregungen, die sich aus eher empirischen Arbeiten und eher theoretischen Arbeiten ergeben, jeweils aufgenommen werden können. Die Erfahrung zeigt, daß die empirischen Projektarbeiten phasenweise überlagert werden von der notwendigen Rückbindung inhaltlicher Ergebnisse in die theoretischen

Ansätze und von der Notwendigkeit, neue Objekte und Felder aufzugreifen. Im Sinne der Kontinuitätssicherung ist es Kern der Projektforschung, daß das einzelne Projekt nicht isoliert gesehen werden darf, sondern mit parallel laufenden oder zu planenden Projekten konzeptionell, wenn auch iterativ und mit großen Unsicherheitsmargen, verknüpft werden muß. Dies setzt zugleich eine große grundsätzliche Homogenität der Interessen und eine geeignete Komplementarität der Qualifikationen der betroffenen Wissenschaftler voraus - selbst eine Gestaltungsaufgabe in der außeruniversitären Forschung, auf die zurückzukommen sein wird (s.u. 7.).

Das Ganze läuft auf die Herstellung eines großen Flickenteppichs hinaus, der, wenn man Glück hat, nach einigen Jahren relativ geordnet aussieht, oft nach außen sogar die vielen Risse und locker geschürzten Nähte verdeckt bleiben läßt. Die Gefahr der Verzettelung ist groß, die weißen Flecken sind unvermeidlich.

Zentral bleibt aber gerade für die Projektforschung die schrittweise Koordination und sukzessive Kumulation der Projektinhalte und -ziele.

Mit dem Hinweis auf diese Probleme werbe ich auch um Verständnis für die schrittweise und lückenhafte Entwicklung und Ausformulierung von Ansätzen und Ergebnissen in der außeruniversitären Forschung. Ich verweise damit auch auf die Schwierigkeiten in der Kooperation zwischen verschiedenen Forschungseinrichtungen und zwischen Forschungseinrichtungen und Hochschulen, die vielfach zu vorschnell gefordert wird, beispielsweise von Auftraggebern in Projekten mit mehreren Auftragnehmern und auch seitens des Wissenschaftsrats.

Das angeschnittene Probleme wird sich aber auch dort stellen, wo am Rande der Hochschulen eigene Forschungsschwerpunkte entstehen, die den Anspruch auf eine gemeinsame Thematik und Zielsetzung wenigstens der Tendenz nach erheben.

4. Die projektabhängige nicht-institutionalisierte Forschung muß sich immer wieder wissenschaftlich legitimieren und sich zugleich interessenbezogenen, extern gesetzten Anforderungen an Inhalt und Form ihrer Arbeit stellen; die stets prekäre Bewältigung dieser Spannung innerhalb der Forschungsprozesse bestimmt die Chance, auf Dauer mit Außenanforderungen fertig zu werden. Eine Standortbestimmung der eigenen Ansprüche ist dazu notwendig.

Der Standort sozialwissenschaftlicher Forschung ist in den letzten zehn Jahren differenziert, wenn auch mit großer Heftigkeit diskutiert worden. Erinnerung sei an die Stichworte Praxisbezug, arbeitnehmerorientierte Wissenschaft, Aktionsforschung, integrierte Interdisziplinarität, Soziologie als Gestaltungswissenschaft oder analytisch-diagnostische Wissenschaft usw. Meines Erachtens sind hier viele schiefe Frontstellungen innerhalb der arbeitssoziologisch orientierten sozialwissenschaftlichen Forschung aufgebaut worden, und es sind auch reale Abläufe der Projektvorbereitung und -durchführung nicht richtig gesehen worden. Ich will hier, da ich ja Arbeitsprozesse in der Forschung behandle, keine wissenschaftstheoretische Einlage machen, aber wenigstens in zwei Sätzen das zuletzt genannte Stichwort aufgreifen: Die Projekte des ISF beispielsweise zeigen, daß wir uns primär einer auf Analyse und Diagnose orientierten Forschung verpflichtet fühlen. Wir sind gleichwohl der Auffassung, daß diese Arbeiten einen hohen politischen Bezug zur Praxis beinhalten, sich aber nicht in kurzatmigen Gestaltungsempfehlungen niederschlagen können und dürfen: In gesellschaftstheoretischer Perspektive besteht die wichtige Aufgabe der Forschung darin, den politischen Akteuren die komplexen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ihrer eigenen, oft von ihnen selbst undurchschau-ten Probleme und Gestaltungsziele aufzuzeigen. Primäres Ziel ist nicht der rezepthafte Beitrag zu einer Lösung gesetzter Probleme, sondern zu einem Bewußtmachen gesellschaftlicher Zusammenhänge, Interessen und Bedingungen; zentral ist der Aufweis von Potentialen und Risiken gesellschaftlichen Handelns ohne über-

zogene Reduktion der vielfältigen Dimensionen gesellschaftlicher Einflußgrößen und insbesondere Interessen. Die vermutete schiefe Frontstellung insbesondere zu Wissenschaftlern, die sich stärker an Aktionsforschung oder unmittelbar am Arbeitnehmerbezug ausrichten, kommt nicht zuletzt dadurch zustande, daß einerseits übersehen wird, daß auf konkreter Ebene nutzbare Beiträge für die Betroffenen systematisch und geplant auch in der Vorbereitung und Durchführung von analytisch orientierten Forschungsprojekten erfolgen; die schiefe Frontstellung kommt andererseits dadurch zustande, daß es selbst eine politische Entscheidung der betroffenen Forscher ist, eine rezeptorientierte Verwissenschaftlichung gerade der Arbeitnehmervertretung auch dann zu verhindern, wenn eine darauf gerichtete Forschungsarbeit gefordert wird. Daß dabei Forschungsergebnisse offen nutzbar sind für konfliktorische Interessen im Arbeitsfeld - in der Industriesoziologie also primär für beide Parteien im Betrieb -, scheint mir allerdings unvermeidlich, bleibt eine offene Flanke der Kritik an dieser Art Forschung von allen Seiten.

Bei allen Unterschieden im Detail und im Setzen theoretischer und politischer Grundlagen werden, glaube ich, die meisten industriesoziologischen Forschungsarbeiten in den außeruniversitären Einrichtungen in diesem Sinne angegangen, und zahlreiche Kollegen aus solchen Instituten haben sich in diesem Sinne geäußert.

Für die außeruniversitäre Forschung gilt, daß sie sich gegen falsche Anforderungen und Erwartungen argumentativ wehren muß. Es hat sich gezeigt, daß die Gefahr besteht, daß unter dem Rezeptdruck Forschungsergebnisse geradezu normativ formuliert werden, gerade ihre Rahmenbedingungen nicht reflektiert werden und damit auch politischer Schaden angerichtet wird; daß viel zu schnell "Modelle", beispielsweise der Aktionsforschung, vorgelegt werden, die gar nicht wiederholbar und übertragbar sind; daß viel zu bedenkenlos Forschungs- oder Gestaltungsaufgaben übernommen werden, die aufgrund der gegebenen Feldvoraussetzungen absehbar nicht realisierbar sind; daß viel zu wenig die vorhandenen, oder besser: nicht vorhandenen Qualifikationen der verfügbaren Mitarbeiter berücksichtigt werden; daß viel zu vorschnell Anforderungen an methodisches Vorgehen akzeptiert werden, insbesondere die seitens der Auftraggeber hochbesetzte Interdisziplinarität, deren Voraussetzungen im allgemeinen nicht gegeben sind und nicht beherrscht werden.

Es geht hier nicht um ein kritisches Aufarbeiten industriesoziologischer Forschung, sondern um ein Fazit für die Inhalte und Zielsetzungen der Arbeitsprozesse außeruniversitärer Forschung. Nur insoweit es gelingt, falsche Erwartungen an ihre Forschungsergebnisse abzuwehren, hat Industriesoziologie die Chance, ernstzunehmende Ergebnisse zu erbringen. In diesem Zusammenhang wäre es auch erforderlich, die Art ihrer Aussagen, insbesondere im Vergleich zur Arbeitswissenschaft, mit der industriesoziologische Forschung heute sowohl konkurriert als auch kooperiert, eigenständig zu bestimmen.

5. Die empirische Arbeit der außeruniversitären industriesoziologischen Forschung, auf die ich mich exemplarisch beziehe, ist derzeit bestimmt durch eine große Streubreite primär qualitativer Methoden. Deren Kennzeichen ist, daß sie zugeschnitten sind auf ihre Anwendung in Betriebsfallstudien bzw. durch Möglichkeiten, sie auf Betriebsfälle zu beziehen. Sie sind durchwegs zusammen mit den verschiedenen inhaltlichen und theoretischen Ansätzen in den einzelnen Forschungseinrichtungen entstanden und spezifisch auf diese ausgerichtet. Es wäre interessant, dieser Prägung durch die Ansätze nachzugehen. Ich will hier aber nur auf fünf Probleme der Methodenfrage für die Arbeitsprozesse unter den Bedingungen der Projektforschung hinweisen.

Ein erstes Problem ist, daß die empirischen Vorgehensweisen institutsintern eine Tradition bekommen, eine Art Selbstverständlichkeit, die wirkliche Innovationen oder noch einfacher, die Reflexion auf methodische Angemessenheit vor weiterentwickelten Fragestellungen einschränkt gegenüber verfeinerter Anwendung und Handhabung der beherrschten Vorgehensweisen. Das ist keineswegs nur Betriebsblindheit; die zeitlichen und finanziellen Zwänge der Projektforschung erfordern oft den Rückgriff auf Erfahrungen mit und Berechenbarkeit von methodischem Vorgehen.

Aus der engen Verknüpftheit mit Ansatz und Fragestellung und der zunehmenden Verfeinerung folgt zweitens, daß Feldarbeit nur sehr begrenzt an kurzfristig aktivierbares, externes und geringer oder anders qualifiziertes Personal, etwa studentische

Hilfskräfte oder Praktikanten, delegierbar ist. Dazu kommt, daß die Wissenschaftler selber einen permanenten Kontakt mit dem Feld und einen sensitiven Umgang mit ihrem Instrumentarium für wichtig halten und diese Arbeit nicht aus der Hand geben wollen. Auch betrachten sie detaillierte Feldkenntnis als erhebliche Erleichterung für die spätere Auswertungsarbeit. Feldarbeit trifft also immer die wissenschaftliche Kernbelegschaft, arbeits- teilige Ausgliederung erfolgt kaum. Daraus folgt auch, daß dann, wenn andere oder neue Verfahren ergänzend eingesetzt werden sollen, oft mühsame, friktionsreiche, kostenträchtige Arbeiten notwendig werden, weil Qualifikationslücken behoben werden müssen und externe Spezialisten nur schwer auf spezifische inhaltliche Problemstellungen eingeschworen werden können.

Diese Situation wird drittens dann problematisch, wenn, wie geschildert, die theoretischen Ansätze, die einbezogenen Fragestellungen und Forschungsfelder sich ausweiten und die bislang genutzten methodischen Vorgehensweisen nicht mehr ausreichen. Das betrifft derzeit in der Industriesoziologie insbesondere Zusammenhänge wie den Übergang von der Betriebsebene zu übergreifenden Strukturen wie Märkten oder Verbänden, betrifft die Einbeziehung subjektbezogener Fragestellungen auf einem neuen Niveau (also z.B. die problematische Verknüpfung von biographischen Methoden mit empirischer Arbeit auch im Betrieb), betrifft den Rückbezug industriesoziologischer Fragestellungen auf Reproduktionsbereiche außerhalb der Arbeit, betrifft die interdisziplinären Vorgehensweisen in kooperativen Projekten insbesondere bezüglich der Arbeitswissenschaften. Zur Weiterentwicklung fehlt nicht nur der finanzielle Atem, sondern es fehlt auch angesichts des hochempfindlichen Felds Betrieb und der aktuellen Anforderungen von Auftragsforschung ein Experimentierbereich, aus dem Fehler und Konflikte im Arbeitsprozeß nicht massiv in die Existenz der Forschungseinrichtungen selbst zurückschlagen.

Ein wesentlicher weiterer Aspekt ist der Außendruck der Auftraggeber: Hierzu gehört z.B. im Rahmen der - bisherigen - Humani-

sierungsforschung der Druck auf Vereinheitlichung der Methoden zur Vermeidung von Kosten und Doppelarbeit bei der Entwicklung der Instrumente; hierzu gehört die schwer plan- und koordinierbare Kooperation mit Forschungseinrichtungen anderer institutioneller Struktur bei starkem Druck auf interdisziplinäre Arbeit; hierzu gehört die rasant zunehmende Zurückweisung qualitativer Methoden und die Forderung nach quasi-objektiven Vorgehensweisen, wie es gerade auf dem Arbeitswissenschaftlichen Kongreß in Dortmund so scharf herausgearbeitet wurde (eine im übrigen derzeit besonders beliebte Gefechtsebene gegen die Sozialwissenschaften überhaupt). Dieser Außendruck ist schwer vereinbar mit einer angemessen auf weiterentwickelte theoretische Ansätze bezogenen und unter schwieriger werdenden Feldbedingungen handhabbaren methodischen Vorgehensweise. Die Reagibilität der Forschungseinrichtungen ist hier - ohne freie Mittel, ohne Personalausweitung - sehr begrenzt.

Ein letzter Gesichtspunkt zur Methodenfrage soll noch erwähnt werden: das Problem der Feldsicherung. Den auftragsabhängigen Instituten wird oft kritisch eine zu große "Diplomatie", eine zu neutralistische "Feldpflege" vorgeworfen. Dies scheint mir unangemessen. Einerseits ist die bisherige industriesoziologische Arbeit außerhalb der Hochschulen durchaus nicht in die Abhängigkeit ihrer Objekte (Betriebe) geraten; andererseits ist der Zugang zum Feld, also vor allem zum Betrieb, eine Existenzbedingung nicht nur der hochschulfreien Forschungseinrichtungen, sondern der industriesoziologischen Forschung überhaupt. Aufrechterhaltung von Kontakten, professioneller Auftritt und eine Gegenleistung für die ja oft wirklich erheblichen Aufwendungen der Betriebe sind absolut unvermeidlich. Gerade diese Gegenleistung (also z.B. in Form von Präsentationen ausgewählter Ergebnisse) bietet, wenn Dosierung und Themenwahl gelingen, oft eine gute Möglichkeit, auch kritische Argumentationen und Ergebnisse einzubringen und Interesse zu finden. Problematisch wird der Feldzugang im übrigen gerade dort, wo er eher leicht zu sein scheint: z.B. in der Begleitforschung; dort sind die Abhängigkeiten vom

Betrieb zu stark, insbesondere der betriebliche Einfluß auf das, was eigentliches Forschungsobjekt zu sein habe, zu groß.

Die Spannung zwischen inneren Begrenzungsfaktoren, externen Anforderungen und begrenzten Möglichkeiten zur Anpassung an neue Erfordernisse verweist auf einen generellen Punkt, der jetzt sehr kurz zu fassen ist.

6. Die oben behandelte sukzessive und kumulative Entwicklung von Ansätzen und Forschungsfragestellungen und die zögerliche Weiterentwicklung von methodischen Vorgehensweisen wird dort prekär, wo auf Sprünge im Forschungsfeld oder das Auftauchen neuer Forschungsfelder relativ rasch reagiert werden müßte.

Gemeint ist das sehr banale Faktum, daß zum einen die Ansätze und methodischen Vorgehensweisen an Grenzen stoßen, die zu ihrer Überwindung eigentlich einen projektfreien, selbstbestimmten Raum zur Schaffung einer neuen Arbeitsbasis erfordern; zum anderen ist hier die einfache Tatsache gemeint, daß unser Objekt sich selbst in engsten Teilbereichen so rasant verändert, daß es schwer ist, die Fakten überhaupt zu realisieren, die nötige Feldkenntnis schnell genug zu ergänzen - ich verweise nur auf Einzelpunkte wie die Entwicklung der Fertigungssteuerung, den Einsatz von CAD oder CAP u.ä.

Hier ist die Grenze projektabhängiger Forschung erreicht; die flexible Reaktion auf neue inhaltliche und methodische Erfordernisse der Forschungsarbeit ist kaum mehr möglich, wenn Freiräume zur Vorbereitung und Aufarbeitung neuer Fragestellungen und Felder nicht mehr geschaffen werden können. Die sachliche Kompetenz wird verengt, eine angemessene Rückkoppelung in die sozialwissenschaftliche Disziplin als Ganze wird schwierig.

Man könnte hier noch andere relevante Aspekte aufgreifen, z.B. die Form des "Produkts" von Forschung oder die administrativen Grenzen und Möglichkeiten, welche letztere als Basis "flexibler" Arbeit in der Forschung im Vergleich zu den Hochschulen meines Erachtens ganz wesentlich überschätzt werden.

III

7. Qualifizierung und Rekrutierung sind eine wesentliche, aber nahezu nur hypothetische Schnittstelle zwischen Hochschule und nicht-institutionell geförderten Forschungseinrichtungen. Rekrutierung spielt quantitativ nur eine begrenzte Rolle; Probleme für die erforderliche personelle Kontinuität sind zum einen, daß die Berufsanfänger ihre subjektive Fähigkeit und Bereitschaft zur permanenten Forschungsarbeit nicht einschätzen können, und zum anderen die mangelnden Qualifizierungspotentiale der Forschungseinrichtungen selber.

Die quantitative Seite kann man hier also - leider - außer acht lassen: Sie spielt, verglichen mit den Absolventenzahlen, kaum eine Rolle - hat sie übrigens auch in den angeblichen "goldenen" 70er Jahren der Industriesoziologie nicht gespielt. Trotzdem spielt die Rekrutierung für die Forschungseinrichtungen außerhalb der Hochschulen eine wichtige Rolle, gerade angesichts der relativ geringen Betriebsgrößen, in denen jeder einzelne zählt. Am Anfang steht bei den Instituten die Überlegung, ob sie überhaupt einen Berufsanfänger wollen - auf das quantitativ breite Angebot trotz der unsicheren Existenz der Institute braucht man nicht hinzuweisen - oder ob sie einen einschlägig erfahrenen, in das Institutskonzept und in die vorgesehenen Teams bzw. Arbeitsaufgaben passenden Wissenschaftler bekommen - wofür im allgemeinen trotz der Arbeitsmarktsituation bei kurzfristig angelegten Rekrutierungsmaßnahmen nur geringe Chancen bestehen. Die Traditionen der verschiedenen Forschungseinrichtungen sind sehr unterschiedlich.

In der qualifikatorischen Perspektive geht es den Instituten eigentlich weniger um den ohnehin problematischen formalen Nachweis von Kenntnissen und Fertigkeiten in Theorie und Methode. Vielmehr haben die Institute bestimmte Präferenzen für einen bestimmten "Stall", aus dem sie tendenziell ihre Mitarbeiter holen und der nach ihrer Meinung Verbleib, thematisches Interesse

und Orientierung am je eigenen gesellschaftstheoretischen Ansatz auf längere Sicht sichert und damit die Basis für personelle Kontinuität darstellt.

Mindestens gleich wichtig für die Institute, für die Absolventen eher wichtiger, ist der Aspekt der Lebensperspektive oder einfacher: die Entwicklung eines Sensoriums dafür, was man glaubt, auf Dauer beruflich ertragen zu können. Wesentlich wäre dazu, daß ein Hochschulabsolvent schon einmal irgendeinen geschlossenen, nicht allzu kurzen Forschungsprozeß unter realitätsnahen Bedingungen durchlaufen hat. Dabei geht es nicht um den Erwerb professioneller Qualifikationen, eher schon um eine gewisse Feldkenntnis. Wichtig ist aber vor allem die subjektive Erfahrung, die sich mit dem Durchstehen eines solchen Prozesses und seinem Abschluß verbindet. Dieses Durchstehen einer regelmäßig leidvollen Erfahrung empirischer Forschungsarbeit gibt dem einzelnen Absolventen - auch wenn er gewiß unter dem Druck steht, überhaupt einen Arbeitsplatz zu bekommen - die Chance, wenigstens annähernd zu beurteilen, ob er auf absehbare Zeit derartige Arbeit bewältigen kann und will, und sie gibt dem Forschungsinstitut die Möglichkeit, ein bereits gebranntes Kind zu bekommen, einen Kollegen, der die ersten Enttäuschungen, besonders hinsichtlich des Forschungsprodukts und seiner gesellschaftspolitischen Wirkungen, schon verkraftet hat.

Ein dritter Gesichtspunkt im Zusammenhang mit dem Übergang von der Universität in die Forschung ist noch offen, der auf ein wichtiges Erfordernis, nämlich, hart formuliert, die Sicherung der returns on investment in human capital und auf eine entsprechende wichtige strukturelle Schwäche der nicht-etatisierten Forschung hinweist: Sicherlich erfolgt eine - wenn man so will, betriebsspezifische - Qualifizierung innerhalb der Forschungseinrichtungen, deren besonderes thematisches und theoretisches Profil ja selbst eine Bedingung ihrer Existenz ist und damit eine Anpassungsaufgabe gegenüber neuem Personal darstellt. Aber diese Einrichtungen sind nur begrenzt in der Lage, das Risiko der ersten

Feuertaufe zu tragen und die Kosten für systematische Qualifizierungsprozesse aufzubringen. Das Verfahren, neue Kollegen ins kalte Wasser zu werfen, ist angesichts seiner Auswirkungen auf die Beherrschung der Außenbedingungen durch die Institute viel zu riskant. Um den internen Qualifikationsaufwand zu minimieren und trotzdem personelle Kontinuität und inhaltliche Einfügung zu sichern, erfolgen, soweit ich das übersehe, sehr sorgfältige und sehr langfristige interaktive Rekrutierungsbemühungen: Die Institutsleitungen und die Wissenschaftler selbst behalten die thematisch, theoretisch, methodisch und politisch interessanten Projekte an Hochschulen und anderen Institutionen und deren Bearbeiter im Auge, informieren sich über den Ablauf solcher Projekte und bauen langfristig Kontakte mit möglichen neuen Kollegen auf.

Ich möchte hier gleich ein Fazit zum Thema Rekrutierung anhängen:

Jede ernsthafte und durchgehaltene Mitarbeit an einem Forschungsprojekt an den Universitäten gibt dem einzelnen Absolventen die Chance, seine Interessen an lebenslanger Forschung zu prüfen und zu beurteilen und erhöht seine Zugangschancen zur außeruniversitären Forschung, natürlich auch zu institutionalisierten Forschungseinrichtungen, die ja gerade Berufsanfänger eher in Drittmittelprojekten einsetzen, die ebenfalls nur geringe Freiräume für Erstqualifizierung bieten.

Jeder Kontakt, den ein Hochschullehrer seinen Studenten und Mitarbeitern mit nahestehenden Kollegen in den Forschungseinrichtungen frühzeitig vermittelt und sichert, ist für beide Seiten im Rekrutierungsprozeß von größter Wichtigkeit.

Der Einfluß des persönlichen Urteils des Hochschullehrers, mit dem man Kontakt aufnimmt, wie auch seine Bereitschaft, seine Mitarbeiter nach außen zu präsentieren, ist dabei sehr hoch anzusetzen.

8. Die Arbeit in den nicht-etatisierten, nicht-kommerziellen Forschungseinrichtungen bietet keine Laufbahn. Attraktion und Gratifikation, damit Bindung qualifizierter Wissenschaftler an fragile Betriebsformen setzen partizipative und autonome Arbeitsmöglichkeiten bei gleichzeitiger Akzeptanz limitierender Arbeitsbedingungen voraus. Ein personalpolitisches Problem bleibt die qualitative und quantitative Flexibilität von wissenschaftlichem Personal gegenüber schwankenden oder neuen Außenanforderungen.

Die außeruniversitären Forschungseinrichtungen lösen diese Probleme unterschiedlich. Generell scheinen die friktionsreichen Zeiten der ausgehenden 60er und der frühen 70er Jahre vorbei zu sein, in denen die Forschungsarbeit noch in qualifikatorisch stark polarisierten und von einzelnen Wissenschaftlern stark gesteuerten und beherrschten Formen durchgezogen wurde. Tendenziell baut sich die Forschungsarbeit gerade in den nicht-institutionalisierten Instituten zunehmend auf qualifikatorisch ausgeglichene Teams auf, die inhaltlich, in ihren Außenbeziehungen und im Rahmen ihres Budgets weitgehend selbstverantwortlich arbeiten. Die weitgehende Einsicht in die Bedingungen von Projekt- und Auftragsforschung ermöglicht den Mitarbeitern wesentlich eher, mit den gegebenen Rahmenbedingungen in ihrer Arbeit fertig zu werden. Die dabei auftretenden Friktionen und die jeweiligen internen Formen ihrer Bewältigung wären allerdings ein Thema für sich.

Wesentlich ist, daß die eigentliche Professionalität nicht - wie manche Kollegen meinen - in der perfekten Beherrschung von Methoden, in der gekonnten Felddiplomatie, in der routinisierten Abfassung von Berichten und dergleichen liegen; derartige Qualitäten sind wichtig, kennzeichnen aber nicht den zentralen Punkt. Die Professionalität zeigt sich vielmehr in der perspektivisch ausgerichteten, koordinierten Bewältigung der vorher skizzierten arbeitsprozessualen Probleme im Rahmen intern weitgehend autonomer Arbeitsformen.

Dabei wäre auf einen zentralen Aspekt zu verweisen: Über die Berufseinstimmung und die Entscheidung darüber hinaus bleibt "Forschen als lebenslanger Beruf" ein prekäres Problem und ein zentrales Diskussionsthema der wissenschaftlichen Mitarbeiter reiner Forschungseinrichtungen - ein Problem, das hier nicht aufgegriffen werden soll.

Ein ganz wichtiges Moment muß aber in diesem Zusammenhang nochmals angesprochen werden, nämlich die Weiterqualifizierung. Es gibt nur sehr begrenzte Möglichkeiten, Freiräume für eine vom konkreten Arbeitsprozeß abgehobene qualifikatorische Reproduktion der Wissenschaftler zu schaffen, damit die individuellen Probleme des Durchstehens permanenter Forschungsarbeit zu erleichtern und zugleich die notwendige inhaltliche Flexibilität des betrieblichen Gesamtarbeiters in den hier behandelten Forschungseinrichtungen herzustellen. Gerade hier läge eine zentrale Nahtstelle der Kooperation mit der Hochschulforschung. Hier setzen auch die Empfehlungen des Wissenschaftsrats an - Bereitstellung projektunabhängiger Mittel an den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, Qualifikationsstellen an den Instituten, Verbesserung der Ausbildung durch Praxisphasen im Studium und befristeter personeller Austausch zwischen Forschung und Hochschule, mehr Fluktuation zwischen verschiedenen Forschungseinrichtungen und zwischen Forschungseinrichtungen und Hochschule, fachübergreifender Personalaustausch u.ä. Doch setzt dies alles weitgehend institutionelle Regelungen, d.h. öffentliche Förderung voraus. Aber auch dann bleiben solche Lösungen in der Sicht nicht-institutionalisierter Forschungseinrichtungen problematisch. Nur als Beispiel sei gefragt: Welches Institut kann längerfristig - z.B. über einen Projektturnus oder auch nur für ein Semester - auf einen hochqualifizierten Wissenschaftler verzichten? Welche internen Spannungen erzeugt eine so privatistische Qualifizierungschance innerhalb der Institutsbelegschaft? Wie wird die Rückkoppelung extern erworbener Qualifikation in die Institutsarbeit gesichert, da sich diese Qualifikation ja zunächst nur im Kopf des einzelnen materialisiert? Wie bewältigt der ja typisch ältere qualifizierte Forscher seine privaten Probleme über längere

Abwesenheitszeiten? Wie groß ist das Interesse der Wissenschaftler innerhalb der Institute und das objektive Interesse solcher Einrichtungen, selbst für befristet anwesende Studenten Qualifizierungsarbeiten zu leisten, wenn damit keine Verbesserung der kollektiven Qualifikationsstruktur und kein spürbarer Beitrag zur Alltagsarbeit selbst verbunden ist?

Es muß offen bleiben, wie man unter gegebenen Bedingungen einer sinnvollen und tragbaren Austausch oder Kooperation zwischen hochschulfreien Forschungseinrichtungen und Universität bewerkstelligen könnte. Sicher wäre es aber für Wissenschaftler, die auf Dauer unter den Bedingungen der Projektforschung arbeiten, eine erhebliche Chance, Neues aufzuarbeiten, einmal losgelöst von dem für sie sonst üblichen Druck, das alles nicht nur in zeitlich begrenztem Rahmen eher nebenher und tendenziell rein pragmatisch zu erarbeiten, sondern auch unter Erfolgsdruck möglichst umgehend anzuwenden.

Umgekehrt sollte ein solcher Gast an einer Hochschule weniger die inhaltlichen, konzeptionellen oder lehrenden Aufgaben eines für ein Projekt zuständigen Hochschullehrers übernehmen, sondern eher am Arbeitsprozeß des Forschens orientierte Aspekte oder Erfahrungen einbringen. Die Konkretisierung solcher Kooperation steht meines Erachtens in den Sternen.

Vorab sind die Institute darauf angewiesen, ihre inhaltliche Anpassungsfähigkeit an neue Anforderungen, ihre Flexibilität zur Sicherung der Kontinuität soweit möglich mit Hilfe solcher Projekte zu lösen, die wenigstens partiell Grundlagenarbeit gestatten, und auf das Engagement ihrer Mitarbeiter zu bauen.

In quantitativer Hinsicht ähneln sich die Institute derzeit ein, agieren wie viele Betriebe in dieser Situation: Sie fahren mit relativ verknüpften Belegschaften mit dem Effekt zunehmender Belastung für die Mitarbeiter; sie gehen kaum mehr das Risiko einer Neueinstellung auf Dauer ein. Problematisch sind aber auch

projektbezogene befristete Einstellungen, weil sie unter dem Blickwinkel der geschilderten Erfordernisse von Koordination und Kumulation sachlich wenig bringen, weil dem Status nach gespaltene Belegschaften für die Betroffenen schwer akzeptabel und von der Arbeitsgestaltung her schwer managable sind.

IV

Kontinuierliche, gesellschaftstheoretisch fundierte und kritische industriesoziologische Forschung außerhalb der Hochschulen, die auch in der Lage ist, auf neue Anforderungen zu reagieren, heißt nicht notwendig Sicherung durch öffentlich institutionalisierte Förderung. Sie heißt primär Beherrschung der eigenen Arbeitsprozesse in einer Weise, die eine Bewältigung auch autonom entwickelter Forschungsfragen ermöglicht, ohne die materielle Basis zu verlieren oder so zu schwächen, daß die personelle Kontinuität als eigentliches Substrat der inhaltlichen Weiterentwicklung gefährdet wird.

Wesentlich scheint, daß die vielberufene Betriebsförmigkeit der außeruniversitären Forschung nicht in den gängigen Kategorien und mit Kriterien sozusagen abwicklungsbezogener Effizienz gefaßt werden kann. Viele kritische Annahmen, etwa zum angeblichen engen Methodenperfektionismus, zur inhaltsabgehobenen Professionalisierung usw., aber auch positive Verweise wie etwa auf die im Vergleich zu den Universitäten angeblich so elastischen administrativen und personellen Handlungsmöglichkeiten treffen weder die Realität noch den Kern dieser Forschungsarbeit; ihre Qualität liegt gerade in der betriebsförmigen Beherrschung ihrer Arbeitsprozesse, in denen autonom gesetzte gesellschaftstheoretische Anforderungen und externe Bedürfnisse und Bedingungen verknüpft werden müssen.

Ich gestatte mir hierzu nur einen einzigen emphatischen Satz, nämlich den, daß in der institutionellen Fragilität und den daraus entspringenden Erfordernissen an Prozeßgestaltung und Qualifizierung des Personals wesentliche Potentiale kritischer und autonomer Forschung liegen.

Ich möchte aber rasch hinzufügen, daß gegenwärtig die industriesoziologische Forschung außerhalb der Hochschulen auch dem hohen Risiko unterliegt, sei es den Außenanforderungen sich zu subsumieren, um zu überleben, sei es aus der Forschungslandschaft zu verschwinden. Das Ende der "industriesoziologischen Renaissance" könnte das Ende kritischer Industriesoziologie überhaupt werden.

In eher pessimistischer Perspektive seien einige abschließende Annahmen zur weiteren Entwicklung der nicht-institutionell geförderten Forschung formuliert:

1. Nicht nur der materielle (haushaltsmäßige), sondern auch der (objektbezogene und ansatzbezogene) inhaltliche Planungsrahmen wird für die nicht-institutionalisierten Forschungseinrichtungen enger; die Chance zur in Grenzen autonomen Gestaltung der Arbeitsprozesse sinkt. Der Bezug der Forschungsarbeit auf "Politik" löst sich - oder wird voll unter Nützlichkeitsabwägungen gestellt; kritisches Korrektiv wird (noch) weniger gefragt.
2. Die hochschulfreie Forschung läuft Gefahr, zerrieben zu werden zwischen öffentlich beeinflussbaren, etatisierten oder teiletatisierten größeren Forschungseinrichtungen, neu entstehender kommerzialisierter Kleinforschung, allzu leicht vernutzbarer, durch den Soziologen-Arbeitsmarkt forciertes "Barfußsoziologie", wissenschaftlich orientierten Beratungsinstitutionen verschiedener Interessengruppen und schließlich von der Forschung am Rande der Hochschulen.
3. Die gerade angedeutete Partialisierung der Forschung wird die ohnehin geringe Kooperationsfähigkeit der hier behandelten außeruniversitären Forschung mit der Hochschulforschung weiter reduzieren.
4. Zerschossen wird die hochschulfreie Forschung, und nicht nur diese, auch von wachsenden Anforderungen an unmittelbar handlungs-

orientierte Projektarbeiten, an den Naturwissenschaften nachgebildete Methoden und an blank nutzbare Formen ihrer Aussagen, wobei diese Anforderungen selbst von verschiedenen Interessengruppen stammen und kontradiktorisch sind.

5. In der Konkurrenz um Forschungsmittel sitzen die außeruniversitären, auf Projektmittel angewiesenen sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen an einem sehr kurzen Hebel; gegenüber den gesellschaftlich akzeptierten Interessen und Leistungen anderer Wissenschaften und ihrer Einrichtungen, insbesondere in den Arbeitswissenschaften und in den Ingenieurwissenschaften, die zunehmend auch rezeptorientierte Sozialwissenschaft hegemonial einbeziehen, sind sie zu sperrig, zu wenig berechenbar; im Vergleich zur sozialwissenschaftlichen Hochschulforschung sind sie nur begrenzt in der Lage, Mittel der freien Forschungsförderung und damit für unerläßliche Arbeiten der Grundlagenforschung und der Weiterentfaltung zu nutzen, und sie sind teurer als diese.

6. In theoretischer Perspektive sieht offenbar die Mehrzahl der einschlägigen Forscher wohl immer noch in der Industriesoziologie eine Schlüssel-Teildisziplin der Soziologie. Die damit notwendige breite Öffnung gegenüber neuen Feldern, neuen Objektbezügen, neuen Ansätzen, neuen theoretischen Verknüpfungen ist allerdings auch dann kaum möglich, wenn Projektforschung weiterhin erfolgen kann, eben weil diese keinen Raum für Grundlagenarbeit und Perzeption neuer Inhalte läßt. Es besteht die Gefahr, daß die Industriesoziologie veraltet und sich aus der Disziplin aussteuert, weil sie sich keinen Atem für neue Taten verschaffen kann.

7. Der industriesoziologisch orientierten Hochschulforschung, auch auf Projekt- und Auftragsbasis, messe ich trotz institutionell begründeter arbeitsprozessualer und personalbezogener Hemmnisse eher wachsende Bedeutung zu, weil sie unter den aktuell gegebenen Bedingungen am ehesten Ansprüche an inhaltliche und

methodische Autonomie und Elastizität aufrecht erhalten kann. Auch kommt sie unter den Druck ihrer Absolventen, wenigstens vorübergehende Arbeitsplätze in der Forschung zu schaffen und zu erhalten.

Auch wenn man die naheliegende pessimistische Einschätzung beiseite läßt, muß derzeit die Frage offen bleiben, ob die im Forschungs-(arbeits-)prozeß angelegten Mittel und Möglichkeiten, Kontinuität und Flexibilität in der Projektforschung zu sichern und dabei ein akzeptiertes Niveau der Arbeitsergebnisse aufrechtzuerhalten, auch in Zukunft tragfähig bleiben.